# RASDORFER GESCHICHTSBLATT

Herausgeber: Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e.V.

**Ausgabe Nr. 21** **Jahr 2007**




## Ein Meisterbrief vor 100 Jahren

# Handwerk in Rasdorf – früher und heute

## Die Schreiner

von Maria Benger

Was heutzutage für die meisten Menschen ein fast unerschwinglicher Luxus ist, war bis etwa Mitte des letzten Jahrhunderts gang und gäbe: Man besaß von Meisterhand nach Maß gefertigte Möbel. Buchstäblich von der Wiege bis zum Sarg, alles was der Mensch an Mobiliar brauchte, wurde beim Schreiner bestellt und von ihm mit Sorgfalt hergestellt. Auch der Bau eines Hauses war und ist undenkbar ohne die Mitwirkung des Schreiners. Ob Fenster, Türen oder Fußböden, für all dies war und ist auch heute noch der Schreiner zuständig**.**

Nachfolgend möchte ich einen Überblick geben über die Schreinereibetriebe in Rasdorf einst und heute. Aus dem 19. Jh. und früher sind nur die Namen von den Schreinern Franz Karl Weber (geb. 25.01.1849) und von Ludwig Stark (Alwerts) überliefert. Auch der Hausname „Raischrienersch“ dürfte auf einen Schreiner zurückzuführen sein. Allerdings sind über diese Kleinbetriebe keine Zeugnisse vorhanden.
Die älteste bekannte Schreinerei in Rasdorf ist die von

**Johann Adam Budenz (Wiebernotze) Haus Nr. 36, heute Grabenweg 1**
Die Schreinerei Budenz wurde 1860 von Johann Adam Budenz (geb. 27.02.1839) gegründet und besteht heute in der 5. Generation. Neben der Landwirtschaft wurde damals in einem Zimmer neben der Küche, der so genannten „Nabedstuh“ (Nebenstube) die Schreinerei betrieben. Hergestellt wurde alles, was in einer Schreinerei anfiel. Es gab in dieser Zeit noch keine Maschinen, alles wurde in mühsamer Handarbeit hergestellt.

Johann Adam Budenz hatte 6 Söhne, die alle den Beruf des Schreiners ergriffen hatten. Übernommen wurde der Betrieb in der 2. Generation von Adalbert Budenz (genannt das Schrienerche). Die anderen Brüder gingen nach Westfalen und machten sich dort selbständig. Zunächst arbeitete auch Adalbert noch in der „Nabedstuh“, bis dann um ca. 1890 in einem Nebengebäude eine Werkstatt eingerichtet wurde. Aus dieser Zeit ist überliefert, dass die Firma Budenz unter anderem den Auftrag erhielt, die neuen Kirchenbänke und auch die Bänke für die im Jahr 1905 neu erbaute Schule zu schreinern. In der neuen Werkstatt konnte Adalbert Budenz jetzt auch Lehrlinge ausbilden. Der erste Lehrling von Adalbert Budenz war Reinhold Weber, der spätere „Ammevotter“, von dem überliefert ist, dass er zeitlebens seinem Lehrherrn mit großer Achtung begegnete.

Im Jahre 1926 übernahm der Sohn des Adalbert Budenz, Wilhelm Budenz, die Schreinerei. Er konnte in den 30er Jahren bereits eine Kreissäge mit Holzgestell und eine kombinierte Hobelmaschine anschaffen. Hauptsächlich wurden damals Möbel hergestellt. Auch jetzt wurden Lehrlinge ausgebildet. 1935 baute Wilhelm ein Wohnhaus am jetzigen Standort im Grabenweg. Dort wurde, nachdem Wilhelm aus dem Krieg zurückgekehrt war, 1951 die Scheune neben dem Wohnhaus als Werkstatt eingerichtet. Im Laufe der 50er Jahre entwickelte sich der Betrieb zur Bauschreinerei, in der alles hergestellt wurde, was am Bau anfiel. Es wurden 10 Leute beschäftigt, Hauptabsatzgebiet war der Frankfurter Raum.

1962 übernahm Albert Budenz, Sohn des Wilhelm Budenz, den Betrieb. Er konnte ihn den zeitlichen Erfordernissen entsprechend zum Fensterbaubetrieb ausbauen. In dieser Zeit wurden bis zu 35 Mann beschäftigt. Albert Budenz führte den Betrieb bis zum Jahr 2000, danach hat ihn sein Sohn Matthias übernommen.

**Robert Budenz („Schrienerrobert"), Braugasse 5**
1884 gründete der Schreiner Josef Budenz in Rasdorf als Nebenerwerb zu seiner kleinen Landwirtschaft einen Handwerksbetrieb für Schreinerarbeiten. Gemacht wurden alle Holzarbeiten, die im Dorf anfielen.

1927 wurde diese kleine Werkstatt von seinem jüngsten Sohn Robert, der 1932 seine Meisterprüfung ablegte, übernommen und als Bau- und Möbelschreinerei weiter ausgebaut. Es wurden je nach Auftragslage 3 bis 5 Mitarbeiter beschäftigt. Auch Lehrlinge wurden kontinuierlich ausgebildet. Gefertigt wurden alle anfallenden Bau- und Möbelarbeiten. Auch die Anfertigung von Särgen gehörte zum Lieferprogramm. Die beiden Söhne Josef und Robert erlernten ihren Beruf im väterlichen Handwerksbetrieb.

Als Robert Budenz jr. 1971 seine Meisterprüfung abgelegt hatte, übernahm er den Betrieb von seinem Vater. Da zu dieser Zeit die Betriebsgebäude der ehemaligen Möbelfabrik "Röma" in der Landstraße 14 (heute Skilift Wiegand) erworben werden konnten, erfolgte der Umzug von der mittlerweile beengten Werkstatt in der Braugasse hin zu den neuen Betriebshallen. Gleichzeitig wurde der bis dahin klassische Handwerksbetrieb als Bau- und Möbelschreinerei auf die Produktion von Fenstern in Holz und Kunststoff umstrukturiert. Der Vertrieb und die Montage der hergestellten Bauelemente erfolgte an Privatkunden im Fuldaer Land, im Objektbereich und zum Teil auch über Baumärkte bundesweit. In Spitzenzeiten wurden bis zu 22 Mitarbeiter beschäftigt. Auch hier wurden Lehrlinge ausgebildet.

Wegen größerer Kundenausfälle (Insolvenz eines Großkunden in Berlin) musste der Betrieb im April 1975 in der mittlerweile 3. Generation aufgegeben werden. Zu diesem Zeitpunkt waren noch 11 Mitarbeiter beschäftigt.

**Jakob Budenz („Schrienerjakob"), Haus Nr. 179, heute Priller, Landstraße 11**
Jakob Budenz war einer der Söhne von Johann Adam Budenz und machte seine Lehre bei seinem Bruder Adalbert Budenz (Wiebernotze). Er gründete seine Schreinerei etwa im Jahre 1912, nachdem er ca. 15 Jahre als Schreiner in Dortmund gearbeitet hatte. Die Werkstatt befand sich im hinteren Teil seines Hauses. Er war als Bau- und Möbelschreiner tätig und beschäftigte meistens 3 Mitarbeiter (1 Lehrling und 2 Gesellen). Zu den Baustellen ging man damals zu Fuß, d.h., wenn eine Baustelle in Hünfeld war, zogen die Handwerker in aller Herrgottsfrühe los und dann ging es nach getaner Arbeit auf Schusters Rappen wieder nach Hause. Bekannt wurde Jakob Budenz auch durch die Zusammenstellung von „Brautwagen", auf denen sich alles befand, was eine Braut damals mit in die Ehe brachte.

Der als sein Nachfolger vorgesehene Neffe Fritz Stark, fiel im zweiten Weltkrieg. So war kein Erbe vorhanden und Jakob Budenz gab die Schreinerei in den 40er Jahren auf.

**Ferdinand Herget, (Ferschte) Haus Nr. 82, heute Am Geisaer Tor 27**

Ferdinand Herget, der aus „Banze" stammte, betrieb ab ca. 1922 bis zum Beginn des 2. Weltkrieges eine Schreinerei in einem Nebengebäude seines Elternhauses.

**Reinhold Weber („Ammevotter"), Haus Nr. 178, heute Landstraße 15 und 15a**
Reinhold Weber (geb. 16.12.1881) stammte aus „Annemares". Er machte seine Schreinerlehre bei Adalbert Budenz („Wiebernotze"). Danach verbrachte er etliche Gesellenjahre in Dortmund. Zurückgekehrt nach Rasdorf hatte er seine Werkstatt zunächst in „Banze Bau" (Nebengebäude auf dem Hof Herget – heute Geisaer Tor 25) und bereitete sich auf seine Meisterprüfung vor, die er am 07. Juni 1909 ablegte. Er machte sich im gleichen

Jahr selbständig. 1910 erfolgte der Bau seiner ersten eigenen Werkstatt an der damaligen Frankfurt-Leipziger Straße, 1911 kam der Bau des Wohnhauses hinzu.

Der erste Weltkrieg unterbrach seine berufliche Tätigkeit und nach seiner Heimkehr war es aufgrund der Notzeit zunächst erforderlich, durch das Betreiben einer kleinen Landwirtschaft, den Lebensunterhalt zu sichern. Gleichzeitig hat er jedoch wieder mit der Ausübung seines Berufes begonnen. Die Arbeit des Schreiners war in jenen Jahren sehr vielseitig. Es wurden nicht nur alle Arten von Möbeln hergestellt, sondern Reinhold Weber war auch als Subunternehmer an vielen Bauten beteiligt. Besonders hervorzuheben ist seine Fertigkeit im Treppenbau, hierfür wurde er im weiten Umkreis und bis nach Frankfurt weiter empfohlen. Einige Exemplare sind noch heute zu sehen (z. B. im Waldhof und im Hause Budenz „Altescholdes“).

Im Jahre 1932 wurden das Wohnhaus, Stall und Scheune sowie die Werkstatt durch ein Großfeuer zerstört. Die Gebäude wurden aber umgehend wieder aufgebaut. Aufgrund der guten Geschäftslage war es außerdem notwendig geworden, die Werkstatt zu erweitern. Es entstand ein zweites Haus, das an den Werkstattbau angrenzte. Die Schreinerei bestand nun aus dem Maschinenraum, einem großen Raum mit ca. 10 Hobelbänken und Räumen, in denen die fertigen Möbel aufgestellt und gelagert wurden. Schon vor dem Brand hatte Reinhold Weber eine Bandsäge und eine Hobelmaschine angeschafft. Jetzt kam noch eine neu entwickelte Kreissäge der Fuldaer Firma Klein & Stiefel hinzu, so dass die Schreinerei mit den damals modernsten Maschinen ausgerüstet war. Zu den anderen Schreinern im Dorf bestand ein gutes kollegiales Verhältnis, und so war es durchaus üblich, dass diese bei Engpässen auch die neuen Maschinen mit benutzten.





Bild oben: Hobelmaschine aus den 30er Jahren

Bild links: Bandsäge aus den 20er Jahren

Bildleihgaben von Robert Bohn

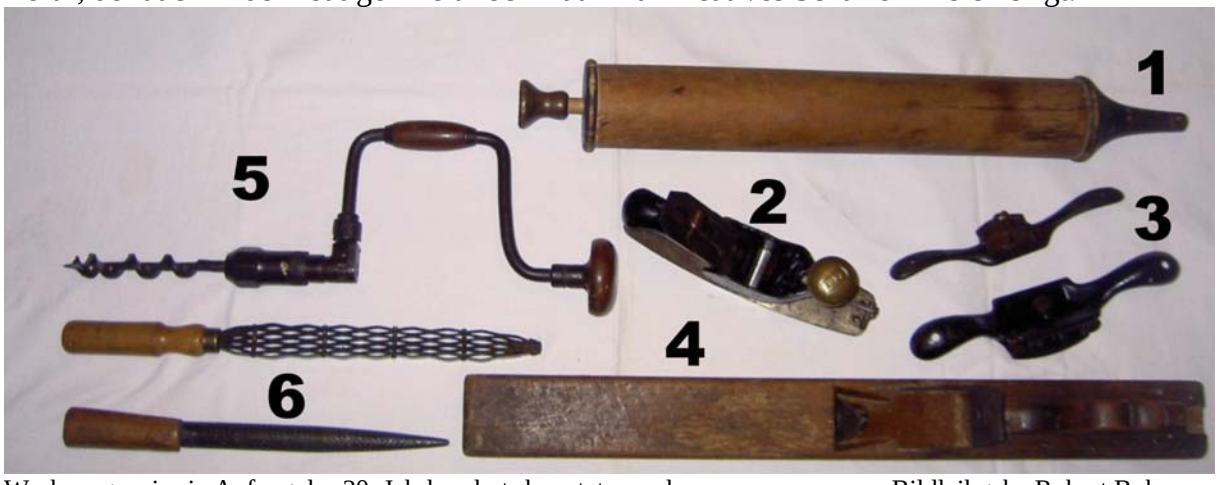
In jenen Jahren bestand die Firma aus ca. 20 - 25 Mitarbeitern; außerdem hat Reinhold Weber unzählige Lehrlinge ausgebildet. Es herrschte reges Leben auf diesem Anwesen und so mancher ältere Mitbürger erinnert sich noch heute gern an seine Zeit beim „Ammevotter“. Da zu dieser Zeit kein Erbe vorhanden war, wurde die Schreinerei 1954 an Otto Hahner verpachtet.

**Paul Hahn („Raimunds Paul“), Haus Nr. 135, heute Im Eichsfeld 10**
Paul Hahn hatte in der Schreinerei Weber gelernt und legte am 7. Juni 1935 seine Meisterprüfung als Schreiner- und Tischlermeister ab. Er machte sich im gleichen Jahr selbständig. Seine erste Werkstatt befand sich auf dem Anwesen seiner Eltern (Raimunds am Anger Haus Nr. 106). Nach seiner Heirat zog er auf das Eichsfeld um. Im Jahr 1958 konnte er eine neue Werkstatt neben seinem Wohnhaus errichten. Er fertigte vorwiegend Möbel, aber auch Fenster, Türen etc. an. Paul Hahn hat etliche Lehrlinge ausgebildet und auch stets mehrere Gesellen beschäftigt. 1982 hat Paul Hahn seinen Betrieb aus Altersgründen aufgegeben.

**Otto Hahner, Haus Nr. 178, heute Landstraße 15 a**
Otto Hahner pachtete im Jahr 1954 die Schreinerei von Reinhold Weber in der Landstraße 15a. Im Frühjahr 1958 legte er die Meisterprüfung ab und arbeitete von da an als selbständiger Bau- und Möbelschreiner. Er bildete regelmäßig Lehrlinge aus und beschäftigte meist 3 Gesellen. Hergestellt wurde alles was am Bau anfiel, außerdem Möbel. Besonders bekannt war Otto Hahner für seine Fertigkeit im Treppenbau, auch hat er zwei Beichtstühle für die Rasdorfer Stiftskirche hergestellt. Da kein Nachfolger vorhanden war, hat Otto Hahner den Betrieb 1965 aufgegeben.

**Karl Klee, Herzigstraße 4**
Schreinermeister Karl Klee gründete seinen Betrieb 1966 als Bau- und Möbelschreinerei. Er machte seine Lehre in der Schreinerei Wilhelm Budenz und legte nach entsprechenden Gesellenjahren 1966 seine Meisterprüfung ab. Die Firma stellt Fenster, Haustüren, Wintergärten und alles was am Bau anfällt, her.
Auch der Sohn, Markus Klee, ist Schreinermeister und hat den Betrieb im Jahr 1989 übernommen.

In den letzten 50 Jahren hat sich sehr viel verändert. Das Arbeitsgebiet des Schreiners hat sich weitgehend von der Möbelschreinerei hin zur Bauschreinerei verlagert. Viele Dinge, vor allem Möbel, werden fast nur noch in Fabriken hergestellt. Maschinelle Serienfertigung und computergesteuerte Fertigung machen die Anschaffung extrem teurer Maschinen notwendig. Größere Aufträge müssen laut EU-Vorschrift europaweit ausgeschrieben werden, so dass kleinere Firmen heute kaum noch eine Chance haben. Auch macht die Konkurrenz großer Hersteller, wie auch die Globalisierung, den Betrieben das Überleben schwer. Doch z. B. für die Spezialanfertigung von wertvollen Möbeln und Einbauten ist auch heute noch der Schreinermeister gefragt, so ist dieses Handwerk nach wie vor ein wichtiger und angesehener Beruf, der auch in der heutigen Zeit noch Raum für kreatives Schaffen in sich birgt.

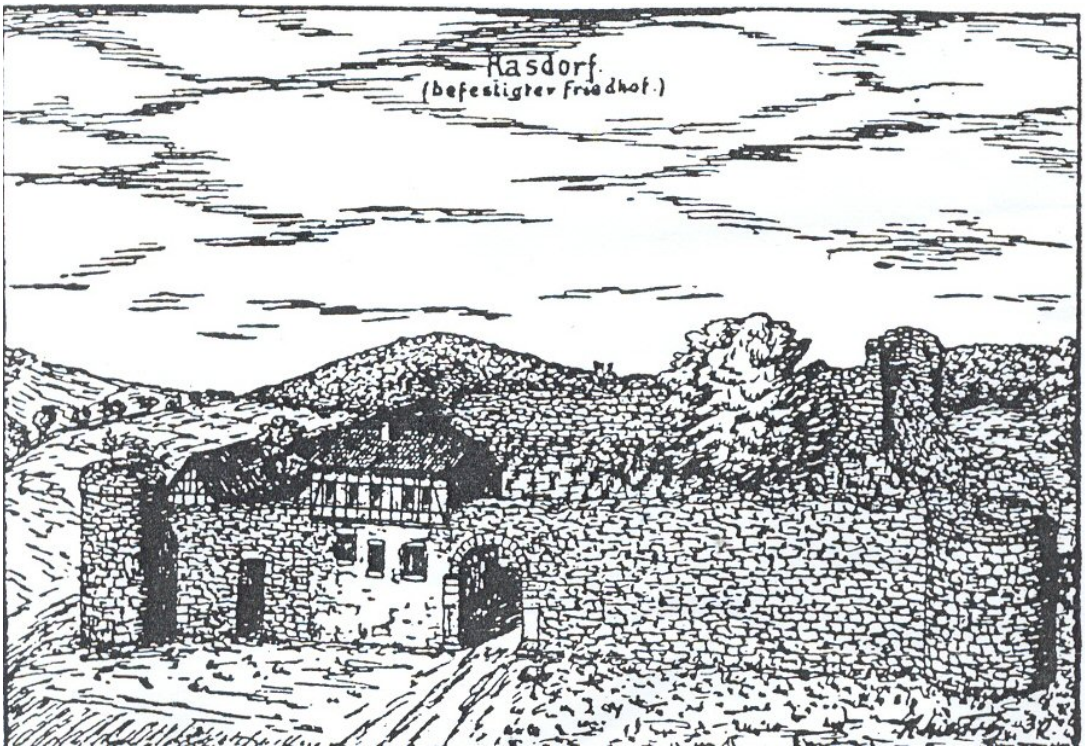


Werkzeuge wie sie Anfang des 20. Jahrhunderts benutzt wurden: Bildleihgabe Robert Bohn
1) Spritze, 2) Schiffhobel, 3) Schabhobel, 4)Raubank, 5) Bohrwinde, 6) Raspeln

# Die Pfarr-Volksschule auf dem Friedhof, Hs. Nr. 130

von Christa Wiegand

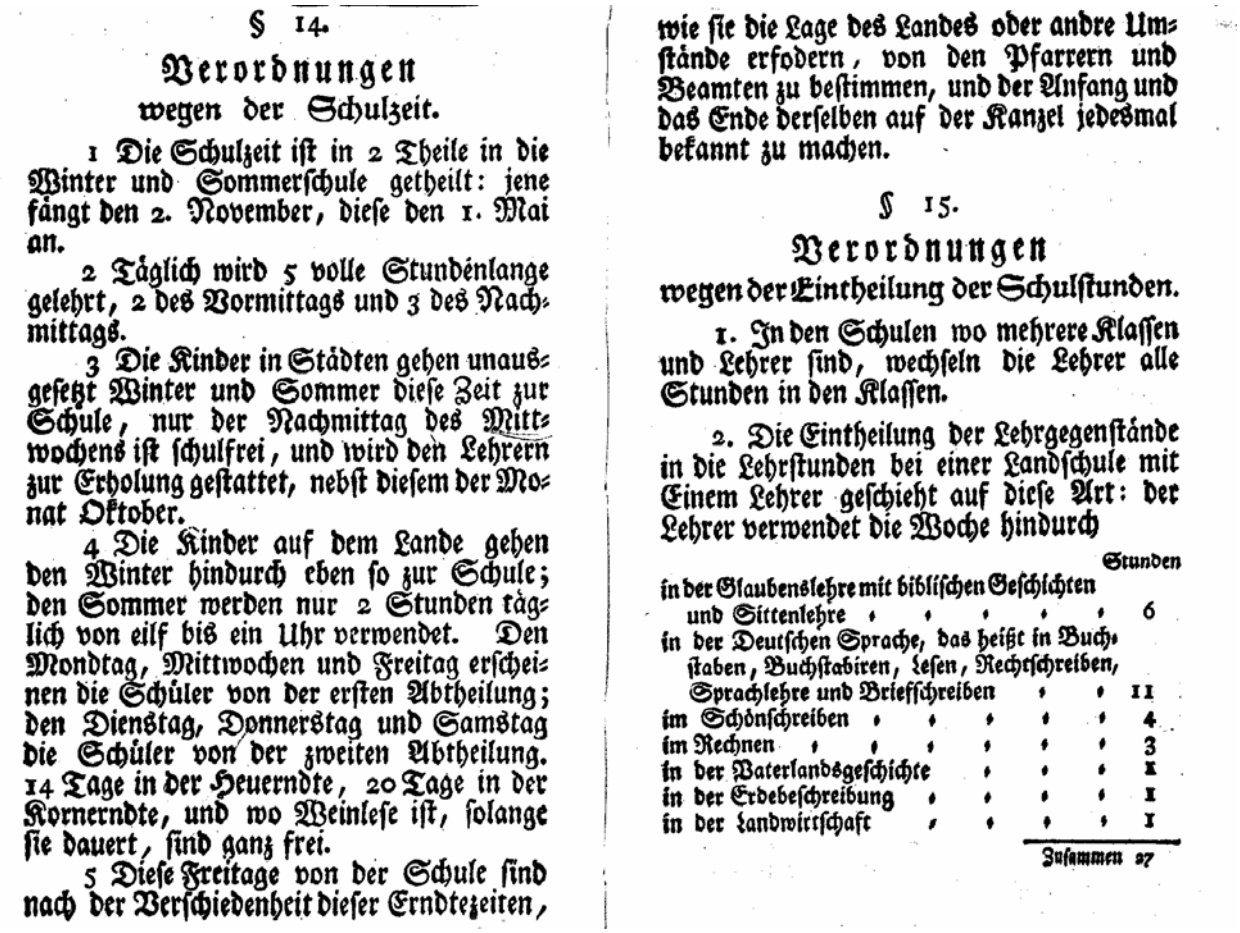
Kurz vor 1770 ist die Schulanlage auf dem Friedhof fertig gestellt worden mit zwei Klassenräumen, einer Lehrerwohnung und kleinen Wirtschaftsgebäuden für die Lehrer-Landwirtschaft. Der aus Grüsselbach stammende Schulmeister Friedrich Kraus übernahm die Pfarrschule 1770. In erster Ehe war er verheiratet mit Eva Katherina, der Tochter seines Vorgängers Michael Schleicher.
Im Jahre 1775 überließ Kraus den Schul- und Pfarrkirchendienst seinem Schwiegersohn, dem zu Rasdorf geborenen Franz Philipp Schabel. Schabel wechselte 1783 als Lehrer nach Salzschlirf. Ihm folgte Johann Josef Wiegand, der ebenfalls aus Rasdorf kam und mit Anna-Maria Florschütz aus Rasdorf verheiratet war. Im Hinblick auf die vielen Schulausfälle wegen seiner Verpflichtung als Stiftskantor, Küster (Beerdigungen, Trauungen etc.) sah sich Lehrer Wiegand verpflichtet, 1790 eine zweite Lehrkraft einzustellen, deren Besoldung ihm durch seine vielfältigen Einnahmen möglich war.
Balthasar Budenz aus Rasdorf war nach seiner Tätigkeit in Sannerz und als Zweitlehrer in Rasdorf und Großentaft nach dem Tod seines Schwiegervaters, Lehrer Wiegand, ab 1826 als Erstlehrer nach Rasdorf zurückgekehrt, und auch er verheiratete sich mit einer Tochter eines Vorgängers, mit Eva-Maria Wiegand aus Rasdorf. Sie wurden die Eltern des Professors Josef Budenz in Budapest. Inhaltliche Auszüge von Prof. Dr. Dr. Pralle




Alte Zeichnung aus einem 1925 erschienen Heimatkalender
Die Friedhofsschule mit barocker Dachgestaltung, eine typische Bauweise in jener Zeit.
Was die Pfarrgemeinde veranlasst hat, die Schule auf diesem nicht gerade passenden Standort zu errichten, ist nicht bekannt.

Die Unterrichtsräume befanden sich vor 1770 in dem Vorgängerhaus auf dem Grundstück Gesang, wie aus anderen Quellen hervorgeht. Es wird ein unpassendes Haus gewesen sein, da auf Drängen der Landesregierung das Schulhaus fertig gestellt werden musste.

**Auszug aus einer Verordnung für die niederen Schulen von 1781 erstellt von dem reformfreudigen Fürstbischof Heinrich von Bibra für das Bistum Fulda.**



§ 14.

Verordnungen
wegen der Schulzeit.

1 Die Schulzeit ist in 2 Theile in die Winter und Sommerschule getheilt: jene fängt den 2. November, diese den 1. Mai an.

2 Täglich wird 5 volle Stundenlange gelehrt, 2 des Vormittags und 3 des Nachmittags.

3 Die Kinder in Städten gehen unausgesetzt Winter und Sommer diese Zeit zur Schule, nur der Nachmittag des Mittwochens ist schulfrei, und wird den Lehrern zur Erholung gestattet, nebst diesem der Monat Oktober.

4 Die Kinder auf dem Lande gehen den Winter hindurch eben so zur Schule; den Sommer werden nur 2 Stunden täglich von eilf bis ein Uhr verwendet. Den Mondtag, Mittwochen und Freitag erscheinen die Schüler von der ersten Abtheilung; den Dienstag, Donnerstag und Samstag die Schüler von der zweiten Abtheilung. 14 Tage in der Heuerndte, 20 Tage in der Kornerndte, und wo Weinlese ist, solange sie dauert, sind ganz frei.

5 Diese Freitage von der Schule sind nach der Verschiedenheit dieser Erndtezeiten, wie sie die Lage des Landes oder andre Umstände erfodern, von den Pfarrern und Beamten zu bestimmen, und der Anfang und das Ende derselben auf der Kanzel jedesmal bekannt zu machen.

§ 15.

Verordnungen
wegen der Eintheilung der Schulstunden.

1. In den Schulen wo mehrere Klassen und Lehrer sind, wechseln die Lehrer alle Stunden in den Klassen.

2. Die Eintheilung der Lehrgegenstände in die Lehrstunden bei einer Landschule mit Einem Lehrer geschieht auf diese Art: der Lehrer verwendet die Woche hindurch

| | Stunden |
|---|---|
| in der Glaubenslehre mit biblischen Geschichten und Sittenlehre | 6 |
| in der Deutschen Sprache, das heißt in Buchstaben, Buchstabiren, Lesen, Rechtschreiben, Sprachlehre und Briefschreiben | 11 |
| im Schönschreiben | 4 |
| im Rechnen | 3 |
| in der Vaterlandsgeschichte | 1 |
| in der Erdebeschreibung | 1 |
| in der Landwirtschaft | 1 |
| Zusammen | 27 |

Nicht überall und auch nicht annähernd ist diese Verordnung befolgt worden. Noch Anfang des 19. Jahrhunderts haben manche, besonders Frauen, ihre Unterschrift mit drei Kreuzchen geleistet, obwohl sie gleichermaßen wie die Jungen schulpflichtig waren.

Nur 60 Jahre ist die Schule auf dem Friedhof genutzt worden. Im Jahre 1830 tauschte die Pfarrgemeinde das Schulhaus gegen das Fachwerkhaus des Adam Rimbach auf dem Anger, das heutige Bürgermeisteramt, jedoch noch ohne den rechten Wohnungsanbau, der später erst hinzukam.
Johann Adam Rimbach, ein Bäcker aus Geisa, bezog anschließend mit seiner Familie das Schulhaus auf dem Friedhof. Sohn Heinrich, Drechsler von Beruf, mit Ehefrau Magdalena, geborene Helfrich aus Rasdorf, sind ihre Nachfolger. Ihr einziger überlebender Sohn Valentin Josef suchte sich Arbeit in Griesheim und verheiratete sich auch mit einer Frau von dort. Rosalie Rimbach, seine Schwester, die Erbin blieb unverheiratet. Bei dem Brand 1890, der im benachbarten „Sieferts“ entstanden war, ist ihre Scheune mit Stall abgebrannt, die später wieder aufgebaut worden sind.
Wilhelmina, Rosalias Nichte, Tochter ihres Bruders Valentin, kam zu ihr nach Rasdorf, die spätere Erbin dieses Höfchens. Im Jahr 1921verheiratete sich Wilhelmina mit Kaspar Josef Wiegand aus der Familie Wiegand-Hannode. Ihr Hausname „Kerfets“ ist von Kirchhof abgeleitet. Nach dem Tod der Eheleute ist im Zuge der Neugestaltung des Friedhofs das Anwesen von der Gemeinde übernommen worden.

Durch den Abriss 1964 wurde das Ende des 94 Jahre alten Schulgebäudes besiegelt. Die Erben erhielten als Gegenleistung das lebenslange Wohn- und Nutzrecht der gemeindeeigenen Villa.



*Wie auf dem Foto kennen noch viele dieses Haus, das von Familie Wiegand umgebaut und modernisiert worden war.*

Foto: Leihgabe
Albert Budenz

==========

# Fortsetzung: Gefallene und Vermisste der Gemeinde Rasdorf im Zweiten Weltkrieg von 1939 – 1945

Zusammenstellung und Bildleihgabe Ruth Burghardt



Stabsgefreiter
Josef Kehl (Rosebergersch)
geb. 1907, gef. 1945
in Mähr.-Schönberg



Jäger
Willi Klee (Mellersch)
geb. 1928, gef. 1945
in Heino Ober-Isel (Holland)



Obergefreiter
Richard Münkel (Münkels)
geb. 1908, gef. 1945
Gefangenenlager Odessa



Obergefreiter
Karl Henkel (Jerres)
geb. 1922, gef. 1945
in Heiligenbeil (Ostpreußen)



Maat
Robert Ziegler (Zieglersch)
geb. 1920, gef. 1945
in Brest (Frankreich)



Oberfeldwebel
Karl Glotzbach
geb. 1914, gef. 1945
Krym (Russland)



Soldat
Wilhelm Budenz (Eckebauer)
geb. 1917, gef. 1945
in Dänemark



Obergefreiter
Richard Witzel (Kinette)
geb. 1924, gef. 1945



Soldat Franz-Josef Hahn
(Hampetersch)
geb. 1899, gest. 1946
im Lazarett Haralow (Wolga)



Obergefreiter
Anton Litz (Bregelitze)
geb. 1923, gef. 1946
Orel (Gefangenenlager)



Soldat
Josef Schabel (Bechemellersch)
geb. 1904, gest. 1948
Lazarett Bad Salzschlirf

Soldat
Nikolaus Flickinger
geb. 1908, gef. 1945

Soldat
Hermann Bümsen
geb. 1927, gef. 1945

## Abschied und Sterbeamt für gefallene Rasdorfer Soldaten

nach Berichten noch lebender Zeitzeugen

aufgeschrieben von Erika Gutberlet

Gleich nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tod eines Rasdorfer Soldaten ließ der Pfarrer hinläuten. Einem alten Brauch entsprechend betete die Gemeinde an drei Abenden den Rosenkranz für den Gefallenen. Danach hielt der Pfarrer das erste Sterbeamt. Symbolisch wurde dazu im Chor zwischen den damaligen Kinderbänken ein Soldatengrab aufgestellt. Die Einfassung bestand aus Holz. Ausgelegt war das symbolische Grab mit Moos. An der Kopfseite stand ein Birkenkreuz, daran hingen ein Stahlhelm und ein Bild des Gefallenen, teils mit Trauerflor. Oft stellte man auch die Statue des Hl. Michael (heutiger Standort vor der großen Säule unterhalb der Kanzel) am Kopfende des Grabes auf. Nach diesem ersten Sterbeamt luden die Angehörigen meistens zu einem Tröster im engsten Familienkreis nach Hause ein. Dem Brauch entsprechend wurden danach noch 2 weitere Sterbeämter gehalten. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr häuften sich die Todesnachrichten. Das symbolische Grab wurde gar nicht mehr weggeräumt, es wurde nur noch das Bild ausgetauscht. In den ersten Kriegsjahren bewahrte man dieses Soldatengrab neben dem Beichtstuhl zum Kreuzgang hin auf.

# Vermisste aus dem Zweiten Weltkrieg der Gemeinde Rasdorf

Obergefreiter Karl Josef Wiegand (Kospersch) geb. 1916, vermisst seit 1942
Obergefreiter Engelbert Kehl (Rosebergersch) geb. 1911, vermisst seit 1942
Obergefreiter Richard Richter (Raise), geb. 1913, vermisst seit 1943
Obergefreiter Karl Budenz (Ecke), geb. 1911, vermisst seit 1943
Grenadier Otto Henkel (Mouruse), geb. 1924, vermisst seit 1943
Gefreiter Fritz Budenz (Bäckersch), geb. 1924, vermisst seit 1944
Obergefreiter Emil Euler (Bornmellersch), geb. 1904, vermisst seit 1944
Obergefreiter August Wiegand (Kruitklose), geb. 1912, vermisst seit 1944
Obergefreiter Otto Klee (Mellersch), geb. 1918, vermisst seit 1944
Obergefreiter Richard Baier (Wiesebursch), geb. 1909, vermisst seit 1944
Stabsgefreiter August Euler (Eulersch), geb. 1916, vermisst seit 1944
Gefreiter Josef Kümpel (Kümpels), geb. 1923, vermisst seit 1944
Stabsgefreiter Wilhelm Kümpel (Kümpels), geb. 1919, vermisst seit 1944
Unteroffizier Jakob Landvogt (Beelache), geb. 1911, vermisst seit 1944
Unteroffizier Ludwig Euler (Eulersch), geb. 1916, vermisst seit 1944
Obergefreiter Karl Helfrich (Helfrichs), geb. 1913, vermisst seit 1944
Soldat Franz-Josef Gesang (Schäffer-Hanse), geb. 1908, vermisst seit 1944
Obergefreiter Johann Gerlach, geb. 1911, vermisst seit 1945
Unteroffizier Albert Herget (Ferschte), geb. 1923, vermisst seit 1945
Soldat Leo Weber (Etzels), geb. 1910, vermisst seit 1945
Soldat Otto Wiegand (Förstersch), geb. 1920, vermisst seit 1945
Gefreiter Anton Euler (Eulersch), geb. 1905, vermisst seit 1945
Soldat Franz Klee (Mellersch), geb. 1926, vermisst seit 1945
Soldat Kaspar Wiegand (Ecke-Kosper), geb. 1901, vermisst seit 1945
Obergefreiter Josef Wiegand (Justuse), geb. 1923, vermisst seit 1945
Soldat Josef Pape, geb. 1924, vermisst seit 1945

# Soldatenschicksal aus dem II Weltkrieg

nacherzählt von Christa Wiegand



*Paul Reising, geboren im November 1920 in Hösbach bei Aschaffenburg und ab 1952 Bornmüllermeister in Rasdorf, ist der einzige Kriegsteilnehmer von hier, der von den berüchtigten Partisanen-kämpfen auf dem Balkan berichten kann.*

Beeinflusst durch die nationalsozialistische Propaganda hat sich der 19-jährige Paul freiwillig zum Militär gemeldet, nachdem er seine Vollausbildung bei der 9. Infanteriedivision in Siegen im Sauerland absolviert hatte. *„Du bist verrückt,“* hat sein Vater zu ihm gesagt, *„du weißt gar nicht, was auf dich zukommen kann.“* Nach dem Frankreichfeldzug sind die 19- bis 20-jährigen Absolventen Ende 1940 als Besatzungsmacht und zur weiteren Ausbildung in eine Kaserne bei Bordeaux verlegt worden. Im Frühjahr 1941 ging die Fahrt nach Dewa in das deutsch besetzte Polen, dem größten deutschen Truppenübungsplatz, wo sie an weiteren schweren, weit reichenden Waffen ausgebildet wurden. Hier waren tausende Soldaten verschiedener Waffengattungen zusammengezogen, um den Überfall auf Russland vorzubereiten. Frühmorgens, 3:15 Uhr, am 22. Juni 1941 marschierten sie grüßend unter den Klängen ihrer Regimentskapelle an dem Divisionskommandeur entlang in den Kampf gegen Russland. Der Überfall, an dem gleichzeitig mehr als drei Millionen Soldaten die russische Grenze überschritten, mit dem gesetzten Ziel, die Rote Armee vor Wintereinbruch vernichtend zu schlagen. Dies sollte sich bald als Fehleinschätzung der deutschen Kriegsführung herausstellen. Allein aus Rasdorf haben in diesem ersten Halbjahr sieben junge Männer in Russland ihr Leben lassen müssen.

Paul Reisings Kriegszug bewegte sich in Richtung Kiev. Es kam zu ersten Verwundeten und Toten. Die Russen gingen rückwärts. Es dauerte jedoch zwei Monate, bis die deutsche Wehrmacht Kiev erreichte. Hier erlitt Paul durch Granatsplitter Verletzungen und auch einen Knochenbruch des linken Unterarmes. Von Sanitätern eingegipst, blieb er acht Tage auf dem Verbandsplatz, bis ein Flugzeug die Verwundeten in ein Lazarett nach Wien brachte. Die Schmerzen wurden unerträglich. *„Ich bin fast verrückt geworden.“* Erst als der Gips in Wien abgenommen war, erkannte man die Ursache. Schwarz sei der Arm gewesen von Läusen, die an der Haut nagten, so dass dieser erst abheilen musste, bevor er wieder eingegipst werden konnte. Nach der Heilungsphase schloss sich ein dreiwöchiger Genesungsurlaub in der Heimat an. In seiner Stammkaserne in Siegen, wo er seine Ausbildung begonnen hatte, ist er zum Unteroffizier befördert worden.

Trondheim in Norwegen war seine nächste Station als Besatzungssoldat und vorwiegend zur Fortbildung. Norwegen war von der deutschen Wehrmacht fast kampflos übernommen worden. Der eisfreie Hafen Trondheim am Nordmeer mit seinen vielfältigen Einrichtungen war einer der wichtigsten deutschen Stützpunkte in Skandinavien.
Zunächst hat Paul Reising hier kurz nach seinem 21. Geburtstag seinen noch ausstehenden Unteroffizierslehrgang erfolgreich beendet. Neben theoretischer Schulung und Ausbildung zum Scharfschützen gehörte auch ein Skilanglauflehrgang in das Programm der Gruppe. Wie alle Führungsleute vom Dienstgrad Unteroffizier aufwärts war auch Paul Reising privat untergebracht. Die blonde Dorte, Tochter seines Quartierwirts, die so elegant Skilaufen konnte, war ein unvergessen schönes Mädchen. Es waren 7 bis 8 Monate harte Schulungszeit zu einer Elitetruppe in dem eher deutschfreundlichen Norwegen, ohne Feindberührung.
Dass dieser Spezialausbildung auch ein Spezialeinsatz folgen sollte, haben sie bedauernd feststellen müssen, als man sie Mitte 1942 in Jugoslawien gegen die Partisanen einsetzte. Mit zwei Divisionen bestens ausgebildeter Soldaten, ausgestattet mit modernstem Waffenarsenal und Kriegsfahrzeugen, bestand ihre Aufgabe darin, die westliche Balkanküste freizuhalten - die Hauptverkehrsader bis Griechenland, das von der deutschen Wehrmacht besetzt war. Bis Tirana reichte ihr Einsatzgebiet. *„Es war ein unheimlicher Krieg ohne Gegenfront. Die Partisanen waren auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Ohne Uniform in ihren gewebten Klamotten und selbstgemachten Upanken (Schuhe) wirkten sie wie arme Bauersleute.“* Dennoch waren die Balkanvölker, die gegeneinander fast immer im Kriegszustand lebten, erfahrene Untergrundkämpfer.
1943 ist Paul Reising wegen seiner Führungsqualitäten zum Feldwebel befördert und als Kompanietruppenführer eingesetzt worden. Die strategische Kriegsführung der Partisanen, unterstützt durch russische Offiziere, wurde immer gefährlicher. *„Hinter jedem Baum ein Partisan mit einem Gewehr am Buckel. Vollmotivierte junge Männer aus dem kommunistischen Albanien, die immer mehr nach Norden drückten.* Trotz der guten Waffenausrüstung der deutschen Wehrmacht waren die Partisanen, die sich verstreut postiert hatten, nicht entscheidend zu schlagen. Den Partisanenkrieg hat man unterschätzt. *„Mit 20 Mann sind wir ausgerückt in ein Partisanennest. Wenn wir hinkamen war jedoch keiner da“*. Die Verluste waren beiderseits dennoch erheblich. *„Ein grausamer, erbarmungsloser Krieg. Wir waren die Feuerwehr.“*, sagt Paul Reising. *„Wenn es irgendwo brenzlig war, sind wir gerufen worden, oft an jedem Tag woanders hin. Mit Panzern, Flak und LKW waren wir in 20 Minuten fahrbereit. Immer einsatzbereit entlang der Adriauferstraße bis zur österreichischen Grenze und einige Male auch im Landesinneren, um Mostar, Nisch und Sarajevo.“*
Die Soldaten führten ein Zigeunerleben. Sie schliefen in ausgehobenen Erdlöchern, zu viert in kleinen Zelten, auch im Winter, bewacht von wechselnden Doppelwachen. Wenn es sich ergab, sind sie in Häuser eingedrungen, haben die Familien zum Verlassen aufgefordert, wenn auch nur für eine Nacht, um ein Dach über dem Kopf zu haben.
Die Versorgung durch die Feldküche funktionierte anfangs gut. Täglich sechs Zigaretten und oftmals auch Schokolade für die Sondereinsatztruppe. Länger als drei Wochen waren sie niemals auf einem Platz. Ruhige Tage in Stellung waren selten. Der Griechenlandrückzug im Oktober/November 1944 sollte durch den Korridor Adriauferstraße gewährleistet werden. Langsam kämpften sich die Truppen nördlich. Paul wurde verwundet. Seine Splitter in der Hüfte sind vom Sanitäter rausoperiert worden und weiter ging’s durch den Unruheherd. Die Verluste waren mit gut ausgebildeten Soldaten nicht mehr aufzufüllen. Die eigenen Verwundeten konnten kaum noch geborgen werden. Der Rückzug bewegte sich 1945 bis kurz vor die österreichische Grenze. Noch zwei Tage vor dem Kriegsende ist ihre Einheit durch ca. 80 17- bis 18-jährige von einer Militärschule aus Berlin verstärkt worden und schon tags darauf bekamen sie Großfeuer aus allen Richtungen. Es kam zu einem verzweifelten Verteidigungsgefecht, in dem von den 130 Mann seiner Einheit nur 35 übrig geblieben sind.
Tags später hieß es: Kommando zurück! Der Krieg ist aus! Einige machten sich auf die Flucht, die entweder wieder in Gefangenschaft gerieten oder von denen man nie mehr etwas

hörte. Mit seinem Kamerad Melchior, dessen elterlicher Bauernhof bei Klagenfurt nur 30 km von ihrem Standort entfernt lag, wollte Paul flüchten. Die jungen Kameraden jammerten: *„Was soll es mit uns geben, wenn wir alleine gelassen werden."* Paul Reising, dem diese Soldaten unterstanden, fühlte sich ihnen verpflichtet. Die Flucht in einer Gruppe war zu gefährlich, zumal Paul auch mit einer langen, entbehrungsreichen Gefangenschaft nicht gerechnet hatte. Dies war ein fataler Fehler, wie sich schon bald herausstellte. Es folgten vier Jahre Gefangenschaft. Kamerad Melchior war unbeschadet daheim angekommen. So hat er wenigstens Pauls Eltern mitteilen können, dass er noch lebt.

Mit ca. 7.000 Gefangenen, die zusammengezogen waren, ging es die Uferstraße hinunter, über die Berge getrieben bis hin auf einen Flugplatz bei Belgrad – ein 10-tägiger Hungermarsch. Uhren wurden eingesammelt, wer gute Schuhe trug, musste sie mit dem Bewacher wechseln oder es ging barfuss weiter. Wer vor Erschöpfung zurückfiel, blieb erschossen liegen. *„In den letzten Marschtagen hat es anhaltend hinter uns geknallt."*

Jetzt war auch noch die Ruhr ausgebrochen, weil viele Gefangene getrunken hatten, was für sie erreichbar war. Wer umfiel war verloren. Ein jugendlicher Schützling, der sich Paul angeschlossen hatte, fiel immer mehr zurück. Nachdem Paul ihn schon ein Stückwegs mitgeschleppt hatte, riefen ihnen die Bewacher mehrmals zu: *„Dawai, dawai!"*

Das wollte sich der Feldwebel Paul Reising nicht weiter bieten lassen. Befehlsempfänge von solchen Leuten, das war er nicht gewohnt. In der Hoffnung, dass sie ihn nicht verstehen, hat er ein paar deftige Flüche losgelassen und schon spürte er ein Gewehrkolben im Gesicht. Drei Vorderzähne waren ihm bei dieser Attacke verloren gegangen.

Der Marsch wurde immer beschwerlicher. Von den ca. 7.000 Gefangenen haben etwa 2.000 den Flugplatz nicht erreicht, meint Paul.

Und das Sterben ging weiter und zwar derer, die ihre Ruhr nicht überwinden konnten. Nur die ganz Gesunden, die durch eisernen Lebenswillen nicht alles zu sich nahmen, haben überlebt. Ärztliche Hilfe war ausgeschlossen.

Ziemlich bald sind die Gefangenen in alle Himmelsrichtungen verteilt worden. Paul kam zu einer Gruppe, die als Waldarbeiter eingesetzt wurde.

Ein Müller wurde gesucht. Paul hatte das Glück, ca. 3 Wochen eine Mühle im angrenzenden Banat in einer deutschen Siedlung zu betreiben, deren männliche Inhaber im Krieg vermisst waren, die mit den Deutschen gekämpft hatten. Mutig hat Paul sich auch als Dreschmaschinenführer ins Banat gemeldet, immer unter strengster Bewachung. Das zusätzliche, wenn auch spärliche Essbare, das ihm durch diese Arbeiten zukam, sicherte ihm fürs Erste das Überleben.

Schon Ende Oktober begann der kalte, schneereiche Winter 1945/46. Ihr Lager, ein Schafstall, war mit ca. 140 Waldarbeitern überbelegt. Monatelang bestand ihre Verpflegung nur aus etwas trockenem Brot und Wassermaisbrei, der draußen über offenem Feuer in einem abgeschnittenen Rohölfass gekocht wurde. Wer keine richtigen Schuhe an den Füßen trug, musste dennoch mit halb erfrorenen Gliedern im Wald mitarbeiten, bis sie nach und nach erfroren, erschöpft oder durch die Ruhr geschwächt, beerdigt werden mussten.

Die ausgezogene Bekleidung der Verstorbenen haben die Gefangenen kameradschaftlich denen zugeteilt, die am wenigsten hatten.

Mit Schnee sind die Gefangenen gegen ihre Läuse vorgegangen, die sich immer wieder in ihren Achselhöhlen ansammelten. Von Hygiene ist nicht zu sprechen. Mit einer Schafschere sind ihnen die Köpfe kahl geschoren worden und auch die Bärte.

*„Wir sahen aus wie die schlimmsten Verbrecher!"*

Hunger, frieren, Schwächegefühl – aber auch Fluchtgedanken waren ihre stetigen Begleiter. Für die leidenden Gefangenen kam bei den serbischen Bewachern kein Mitleid auf. Im Gegenteil, sie demonstrierten ihre Überlegenheit und Stärke. Mit brutaler Rücksichtslosigkeit gingen sie gegen die Gefangenen vor. Wer sich in ihren Augen nicht absolut untertänigst verhielt oder aus sonstigen nichtigen Gründen, musste damit rechnen, dass er bei -20 bis -30°C ein paar Stunden entkleidet vor den Stall gesperrt werde. Wer die ganze Nacht nicht

mehr reinkommen durfte, musste morgens begraben werden. Auch haben Serben aus Übermut oder Spaß Gefangene vor den Augen anderer gefoltert und mit scharfen Messern attackiert, bis sie verblutet liegen blieben, neben weiteren unmenschlichen Foltermaßnahmen.
Sieben Tage in der Woche wurde im Wald gearbeitet, immer stark bewacht von Serben, die sich um ein Feuerchen wärmten. Mit getrocknetem Farnkraut haben die Gefangenen ihre kalten Schlafplätze aufgebessert. Es war ihnen gestattet, mitten im Stall zum Wärmen ein Feuerchen zu halten. Der Rauch, der sich nicht im Stall verteilte, zog durch die Löcher im Dach, durch die sonst Schnee oder Regen niederging.
Von den 140 Gefangenen haben ca. 50 das Frühjahr nicht mehr erlebt.
*„Es waren die schlimmsten Monate meines Lebens“* sagte Paul. *„Noch heute werde ich nachts manchmal von diesen Greueltaten geweckt. Wir hatten uns geschworen, wenn wir einmal Oberwasser bekommen sollten, schneiden wir den Serben die Kehle durch.“*
Ähnlich erging es den deutschen Siedlern im serbischen Banat, die seit 200 Jahren hier lebten, wo Paul in einer Mühle und als Dreschmaschinenführer in ihren kultivierten Dörfern ausgeholfen hat. Durch Deportationen, Zwangsarbeit und Massenexekutionen nach dem Krieg sind sie im serbischen Teil Banat verschwunden, wie aus Geschichtsbüchern hervorgeht.
Fluchtabsichten waren zurückgestellt. Sie konnten ihren geschwächten Körpern eine zusätzliche Strapaze nicht zumuten. Von den Serben entdeckt zu werden, bedeutete den sicheren Tod.
Die warme Jahreszeit kam den Gefangenen zugute. Die Verpflegung hatte sich jedoch nicht verbessert. Sie arbeiteten in einem urwaldähnlichen Waldgebiet der Thurn und Taxis, der von den Serben annektiert und rücksichtslos ausgebeutet worden ist.
Die Arbeitsweise der Serben war mit vorsintflutlich zu bezeichnen. Mit Äxten haben sie selbst die stärksten Bäume umgemacht, wie sie es in ihrer rückständigen Gegend nicht anders kannten. Man signalisierte dem Förster, der etwas humaner mit den Gefangenen umging, dass zum Bäumefällen Sägen gehören. Einige sind dann angeliefert worden. Immer und immer wieder machte man den Gefangenen Vorhaltungen: *„Die Norm muss erreicht werden!“* Obwohl sie erkannten, dass die Gefangenen geschickte Arbeiter waren, „Spezialisten“, wie die Deutschen im gesamten Ostblock genannt wurden, aber wegen ihrer geschwächten Körper nicht in der Lage waren, mehr zu leisten.
Es war Herbst, der Förster ließ fragen, ob jemand mit Motorsägen umgehen könne. Paul, dem es vor keiner Herausforderung scheute, hat sich sofort gemeldet mit der Forderung, dass man mit dieser Verpflegung keine Säge halten könne.
Nach längerem Lamentieren bekamen die Gefangenen ab und zu Gerstensuppe, auf der neben schwarzen Kornkäfern ein paar Speckgrieben schwammen. Zwei moderne, ausländische Motorsägen waren angeschafft, die von Paul und seinem Kollegen Franz bedient wurden. Die Norm muss erhöht werden, forderte man wieder.
Nach und nach wurde Paul Reising als Gruppenführer angesehen und er sorgte dafür, dass die Norm auch nicht überschritten wurde. Staunend und respektvoll beobachteten inzwischen die Serben die geschickte Waldarbeit der deutschen Spezialisten.
Es ging auf den Winter 1947 zu. Mit Holz, das die Gefangenen geschlagen hatten, haben sie sich eine Baracke bauen dürfen mit einer ofenartigen Brennstelle und Abzug nach außen. Ihre Arbeitskraft war gefragt. Auch ihre abgetragene, verschlissene Bekleidung ist, wenn auch nur spärlich, ersetzt worden. Zur Abwechslung gab es dann auch mal Erbsensuppe mit Paprika, in der ein paar Dörrfleischbröckchen schwammen. Paprika, der einzige Vitaminträger, der ihnen zukam, haben sie, wenn es gelegentlich möglich war, von den Feldern mitgehen lassen und auch Zwetschgen, das einzige Obst in dieser Gegend.
Im Herbst 1946 hat man den Gefangenen erlaubt, ein Lebenszeichen an ihre Angehörigen zu senden mit der Auflage hineinzuschreiben, dass es ihnen gut gehe. Diese durften ihrerseits in vorgegebenen Abständen ein Päckchen schicken und Briefe nur mit familiärem Inhalt. Das erste Weihnachtspäckchen erreichte Paul vor Ostern 1947. Der Stollen ist gleich unter viele aufgeteilt worden, die weder jetzt noch überhaupt ein Päckchen bekamen.

Völlig abgeschottet in ihrem Wald haben die Gefangenen von der Weltgeschichte nichts mitbekommen.
Mitte 1947 kam Atze, ein Serbe, dem der LKW-Park unterstand, zu der Gruppe, mit dem das Holz zu den Bahnhöfen abgefahren wurde. Atze, der als Kriegsgefangener in Deutschland eine gute Zeit erlebt hatte, ist als Fürsprecher für die Gefangenen eingetreten. Er veranlasste, dass mit den Gefangenen humaner umgegangen werde. Zum Verladen auf den Bahnhöfen hat Atze vorwiegend Gefangene mitgenommen, was offiziell nicht erlaubt war. Die Gefangenen bekamen ab und zu Zigaretten, eine Verbesserung der Verpflegung konnte er nicht erwirken. Jedoch hat Atze auf den Fahrten zu den Verladebahnhöfen versucht, für die Gefangenen etwas Essbares zu organisieren. Am Bahnhof in Nisch standen schon die Bäuerchen, die vom Markt kamen und auf eine günstige Rückfahrgelegenheit in ihre Dörfer warteten. Atze hielt einen Sack auf, in den sie Naturalien reingeben mussten als kleine Transportvergütung, von dem, was sie auf dem Markt nicht hatten verkaufen können. Bei dieser Gelegenheit hat Paul einen Einblick nehmen können in die Dörfer und die Lebensart der Bewohner. Kleine Bauernhöfe waren es mit einer offenen Feuerstelle im Wohnraum, aber in fast allen eine Schnapsbrennerei für den Eigenbedarf. Ihre Befürchtung, dass sie wegen ihrer effektiven Arbeitsweise nicht entlassen würden, war berechtigt. Erst im Mai 1949, nach vierjähriger Gefangenschaft, hat man sie nach Hause fahren lassen. Josef, sein jugendlicher Freund, dem Paul das Leben gerettet hatte, hat die Gefangenschaft auch überstanden. Er war der einzige Sohn eines großen Erbhofbauern in Bayern. Mit großer Freude und Dankbarkeit haben seine Eltern bei einem späteren Besuch Paul Reising empfangen und bewirtet.



*Paul Reising in seinem weiteren Lebensabschnitt, hier rechts als geselliges Vereinsmitglied in Rasdorf im Duett mit Rudi Fischer.*

*Trotz seines zehnjährigen Kriegseinsatzes mit beschwerlicher Gefangenschaft und einem arbeitsreichen Leben, ist Paul Reising ein hohes Alter beschieden.*

**Wieder daheim** Auch nach ihrer Heimkehr mussten viele Soldaten oft noch unangenehme Überraschungen erleben. Vor allem die jungen Männer, die als 16-, 17-jährige eingezogen worden waren, standen nun ohne Berufsausbildung vor einem ungewissen Anfang. Die Ältesten hatten teilweise ihre Bräute verloren, die sich anderweitig verheiratet hatten. Familiäre und wirtschaftliche Strukturen hatten sich zu ihrem Nachteil verändert. Verwundungen mit bleibenden Schäden erschwerten den Eintritt ins Erwerbsleben. Oft noch schlimmer waren ihre seelischen Wunden, die völlig ohne psychologische Betreuung, nicht wie heute, bewältigt werden mussten. Die tröstlichen Bemerkungen *„Du musst froh sein, dass du überhaupt heimgekommen bist.“* empfanden sie fast wie eine Anklage. Zum großen Teil hatten sich die Männer auch charakterlich verändert. Ihre fürchterlichen Erlebnisse verfolgten viele ein Leben tags und vor allem nachts. Angesichts dieser dramatischen Kriegsereignisse und Nachkriegsfolgen wünschen wir uns: **Nie wieder Krieg.**

**Noch ein Kriegsschicksal**

Nach der Annektierung Polens im Herbst 1939 und dem darauf folgenden Weltkrieg standen die jungen, arbeitsfähigen deutschen Männer an der Kriegsfront. Neben den Kriegsgefangenen wurden in zunehmendem Umfang auch aus den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten Arbeitskräfte zwangsrekrutiert für die Industrie und die Landwirtschaft.
So kam auch Rosalia, die junge Polin, als Arbeitskraft zu Bauersleuten nach Rasdorf. 1942 soll es gewesen sein, als Rosalia ein Kind erwartete. Frau Glotzbach, die Hebamme, wurde gebeten, die Entbindung zu übernehmen. Der kleine Josef ist in ihrem Haus geboren. Nach einigen Tagen musste die junge Mutter wieder zurück auf den Bauernhof. Das Kind konnte sie nicht mitnehmen. Jedoch die Eheleute Richter vom Angerrain hatten sich bereit erklärt, den Neugeborenen aufzunehmen.



*Auf dem Foto die Nachbarskinder Maria und Irmgard Wieber und der 3-jährige Josef, das kleine Polenkind.* Foto Leihg. v. Maria Lenz

1945, als die Amerikaner Rasdorf besetzten, sind umgehend die Kriegsgefangenen zusammengezogen worden, die zunächst in der Flachsfabrik Hünfeld untergebracht wurden.
Rosalia hatte ihr Kind bei den Pflegeeltern abgeholt. Wenige Tage später fand man, für alle unfassbar, die Leiche des kleinen Jungen im Morsberg, erwürgt von seiner eigenen Mutter.
Tief bewegt und trauernd haben die Familien am Angerrain vom Tod des kleinen Jungen erfahren. Angesichts dieser Tragödie hätten die Pflegeeltern gerne das Kind behalten. Auch die Nachbarin, Frau Wieber, hätte das Josephche, wie sie ihn nannten, gerne aufgenommen – den liebenswerten Spielgefährten ihrer beiden kleinen Mädchen.
Was wird in dieser Frau vorgegangen sein, die zu einer solchen schrecklichen Tat fähig war? Warum wollte sie nicht mit dem Kind in Polen ankommen? Wer wird der Vater des Kindes gewesen sein? Vom weiteren Schicksal dieser Frau ist nichts bekannt. Christa Wiegand

Impressum:
Herausgeber: Verein zur Förderung der Heimat- und Kulturpflege Rasdorf e. V.
Abteilung: Aufarbeitung und Dokumentation der Heimatgeschichte
Abteilungsleiter: Wendelin Priller
Mitwirkende: Ruth Burghardt, Gisela Falkenhahn-Klee, Erika Gutberlet, Irene Hahn, Marita Heere, Karl-Heinz Lenz, Rüdiger Stark, Christa Wiegand, Doris Tryba, Rita Doll, Maria Benger.
Technische Bearbeitung: Gaby Hohmann